



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

**Luise Hensel**

**Binder, Franz**

**Freiburg, 1885**

8. Die Wendung beginnt. Im Werther'schen Hause. Propst Taube und der kathol. Katechismus. Erneuerte Prüfung. (1817 - 1818.)

**urn:nbn:de:hbz:466:1-27634**

### 8. Die Wendung beginnt.

#### Im Werther'schen Hause. Propst Taube und der katholische Katechismus. Erneuerte Prüfung.

Eine Veränderung ihrer äußern Lage brachte der Herbst 1817. Um diese Zeit wurde ihr eine Stellung in einem angesehenen Hause angeboten, welche Luise im Interesse ihrer Familie ohne Bedenken annahm. Sie ward Erzieherin im Hause des Baron von Werther in Berlin. Heinrich August Alexander Wilhelm Freiherr von Werther (geb. 7. August 1772 zu Königsberg), in seiner Jugend Offizier, dann Ministerresident in Constantinopel, bekleidete seit 1814 den Posten eines preußischen Gesandten zu Madrid, von wo er vor Kurzem mit seiner Familie zurückgekehrt war, die nun für die nächsten Jahre in Berlin verblieb. Er war mit Gräfin Josephine von Sandizell vermählt, einer trefflichen Dame aus dem uralten bayerischen Geschlechte, das seinen Stammsitz in der Gegend von Schrobenhausen hat. Aus ihrer Ehe stammten zwei Kinder: ein Sohn, der nachmals die diplomatische Laufbahn des Vaters betrat<sup>1</sup>, und eine Tochter Josephine, die, 1804 geboren, damals im vierzehnten Lebensjahre stand. Für diese Tochter war Fräulein Hensel als Erzieherin bestimmt. Sie hatte ihr Unterricht im Deutschen und in einigen andern Fächern zu ertheilen.

Es war Luizens erster Schritt in das praktisch thätige Leben aus dem engen Kreis der Familie hinaus, sie fand sich aber ohne Schwierigkeit in die neuen Verhältnisse, da sie das freundlichste Entgegenkommen erfuhr. Sie wurde im Werther'schen Hause, nach ihren eigenen Worten, „mit vieler Liebe und Güte behandelt“, und Josephine selbst, „ein sehr liebes folgsames Kind“, schloß sich vertraulich an sie an. Auch war sie der eigenen Familie nicht völlig entzogen; denn fast die Hälfte

<sup>1</sup> Beim Tode des Vaters, 1859, war er Gesandter in Wien.



des Tages blieb ihr zur freien Verfügung. „Da meine Mutter mich nicht völlig entbehren konnte und ich meiner guten Josephine nur täglich ein paar Stunden zu geben hatte, so erlaubten mir die sehr gütigen und freundlichen Eltern derselben, die Nacht und den größten Theil des Vormittags bei meiner Mutter zu wohnen. Abends um 9 Uhr ging ich gewöhnlich zu Haus, wo ich mit den Kindern (der verstorbenen Schwester), mit Haushalt und Nähereien u. c., auch am Morgen noch in der Regel bis gegen 12 Uhr beschäftigt war.“<sup>1</sup> So blieb Luise auch unter den veränderten Verhältnissen die Seele des mütterlichen Hauses.

Machte ihr die neue Aufgabe Freude, so gewann dieselbe durch einen besondern Umstand für sie bald noch eine anziehendere Bedeutung. Frau von Werther war, wie alle Sandizell, Katholikin, und auch die Tochter wurde in der Religion der Mutter erzogen. Ein Verkehr mit Propst Taube, dem Seelsorger der katholischen Gemeinde, lag in der Natur der Dinge, und in ihrer Stellung fand nun auch Fräulein Hensel Gelegenheit, die Bekanntschaft des Propstes von St. Hedwig zu machen, von dessen Art und Charakter sie wohl schon durch Brentano einige Kenntniß hatte. Eines Tages faßte sie den Muth, den vertrauenswürdigen Geistlichen persönlich aufzusuchen, um über ihre eigenen religiösen Anliegen mit ihm zu sprechen und zu weiterer Forschung einen katholischen Katechismus von ihm sich zu erbitten. Der Propst schenkte ihr den Katechismus von Bruns, „noch in der alten Ausgabe“. Dieses Büchlein, in das sie sich eifrig vertiefte, wurde für sie von entscheidender Wichtigkeit. Hier fand sie endlich Antwort auf die Fragen, die sie bisher vergeblich an sich selbst, an Freunde, an pro-

<sup>1</sup> Aufzeichnungen von L. Hensel bei Reinkens S. 95. — In einem Briefe der Frau Hensel, vom 30. März 1822, findet sich die Bemerkung: „Auch weißt Du wohl noch, wie ich Abends mich immer freute, wenn Du von Werthers kamst“.



testantische Prediger gerichtet hatte, und, was ihr besonders werth war, diese Antworten „mit Bibelstellen belegt“<sup>1</sup>.

Luiſe Henſel gewahrte nun mit Staunen, wie nahe ſie der Kirche bereits ſtand, wie ſehr ihre Geſinnung im Grunde katholiſch war, ja, wie die Wurzel dieſer Anſchauungen bis in die Kindheit zurückreichte. Es geht ein erkennbarer Faden durch die Phaſen ihrer geiſtigen Entwicklung, der ſie von frühen Tagen an zu der ihr völlig fernſtehenden unbekannten Kirche ſtufenweiſe hinlenkte, daß man ſagen möchte, eine heilige Sehnsucht nach derſelben ſei ihr gleichſam in die Seele gelegt geweſen. Luiſe ſah es ſelbſt nicht anders an und faßte den Gedanken ſpäter in die Worte: „Katholiſch bin ich eigentlich wohl nicht geworden, ſondern von Kindheit an geweſen, und ich glaube, daß alle Kinder es ſind und nur nachher durch anders geſinnte Leitung in eine fremde Richtung gewieſen werden.“<sup>2</sup> Gewiß iſt, daß katholiſche Anſchauungsweiſe in ihr webte und wirkte, ehe ſie ſelbſt davon ein Verſtändniß hatte. „Ich habe als Kind von etwa ſechs Jahren zum erſtenmal das Wort katholiſch gehört und zwar aus dem Munde meines Vaters, der lächelnd zur Mutter ſagte: ‚Wie kommt das Kind auf die katholiſchen Ideen?‘ Ich meinte ſeitdem, katholiſch heiße wunderbarlich, und war mit dieſer Deutung zufrieden.“<sup>3</sup> Aber die katholiſchen Ideen entwickelten ſich trotzdem in dem Gemüthe des Kindes und prägten ſich mit den Jahren beſtimmter aus. Niemand hatte es ihr beigebracht, Niemand von Außen einen Einfluß geübt; es war einzig der Zug der geheimnißvoll wirkenden Gnade.

Merkwürdig iſt ihre Sehnsucht nach der Beicht. Sie war von der zartesten Gewiſſenhaftigkeit, und ihre kleinen Kinderſünden drückten ſie oft ſchwer. Wenn ſie nun, durch den Un-

<sup>1</sup> Briefe an Schläter S. 163.

<sup>2</sup> Handschriftliche Notiz. Vgl. auch Tagebuch S. 6.

<sup>3</sup> Es bezieht ſich dieß auf die uns bekannte Scene bei dem Beſuch der Frau Superintendentin zu Linum.



gestüm ihres Naturells fortgerissen, sich eines Fehlers schuldig gemacht zu haben glaubte, so empfand sie nicht nur die lebhafteste Reue, sondern zugleich ein wenn auch noch unklares Verlangen, durch ein offenes Bekenntniß ihr beunruhigtes Herz zu beschwichtigen. Einmal half sich das von Reuegefühl bedrängte Kind wenigstens durch einen kühnen Akt selbstauferlegter Buße; sie nahm eine Ruthe und schlug sich damit aus Leibeskräften. Später, als sie bereits confirmirt gewesen, ward das Verlangen nach der Beichte so mächtig, daß sie eines Tages den vom Confirmationsunterricht her ihr bekannten protestantischen Geistlichen aufsuchte mit der dringenden Bitte, ihm ihre Sünden bekennen zu dürfen. Als dieser sie mit dem Bedenken, ihre Sünden „nur Gott zu bekennen“, abwies, konnte Luise dabei sich nicht beruhigen, sondern benützte einen Spaziergang im freien Felde mit einer gleichgesinnten frommen Freundin, um wenigstens dieser ihren Gewissenszustand anzuvertrauen und durch ein demüthiges Bekenntniß zu erleichtern. „Ich wußte noch nicht,“ bemerkt sie zu dem Versuche, „was die Beichte sei und welche Gnaden sie dem Sünder mittheile; aber ich wußte doch von Kindheit an nicht, wohin ich mich mit meinem befleckten, unruhigen Gewissen wenden sollte, und glaubte durch die Demüthigung und Ueberwindung bei diesem Bekenntnisse einige Schuld abzubüßen oder vielleicht auch Trost zu empfangen.“<sup>1</sup> — Darum war denn auch ihr erstes Wort an Brentano, als er ihr von seinem zerstörten Leben sprach: „Sie sind ja Katholik, Sie sind so glücklich, die Beichte zu haben.“ Die Gespräche, welche Luise dann mit dem Bekehrten, noch mehr aber mit Christian Brentano, dem bibelkundigen Bruder des Dichters führte, als derselbe im folgenden Jahre nach Berlin kam, dienten nur dazu, ihr dunkles Gefühl und Verlangen über diesen Punkt zur Klarheit der Ueberzeugung zu erheben.

<sup>1</sup> Aufzeichnung von L. Hensel bei Reinkens S. 68; vgl. S. 15. Ähnlich in einem Brief an die Mutter, 4. Juni 1820.



Ein anderer Zug war die Verehrung der seligsten Jungfrau, welcher Luise von Kindheit an ergeben war. Mit der Liebe zum Heiland erblühte in dem weichen Kindergemüth auch die Liebe zur jungfräulichen Gottesmutter; ein kindliches Vertrauen zog sie zum Mutterherzen der „Mutter alles Lebens“, und das Bild der „einzig Reinen“ erfüllte ihr reines Herz mit einer heiligen Wonne, welche, als sie zu dichten begann, in immer neuen Liedern nach Ausdruck rang. „Der süßesten Mutter“ ist das liebliche Lied geweiht, welches im Jahre 1816 entstand:

„Du trägst auf Mutterarmen den großen Wunderheld,  
Die Gnade, das Erbarmen, den Trost der ganzen Welt“ etc.  
(S. 221.)

Himmelwärts schauend hebt sie in einem andern gleichzeitigen Liede den Hilferuf zu der Seligen, der mit der Bitte schließt:

„O, zieh mich näher, näher  
Durch Freude und durch Harm  
Und heb mich höher, höher  
Mit treuem Mutterarm.

O, nimm mich zum Geschenke,  
So unwerth ich auch bin,  
Maria! und dann lenke  
Dein Kind zum Vater hin.“ (S. 223.)

Aber auch andern Heiligen gilt ihre Verehrung; ihr freudiger Liebesgruß an „Perpetua“ (1817) verklingt ganz katholisch in ein Gebet um die Fürbitte der heiligen Martyrin:

„Die du auf dieser dunklen Erd',  
Von Qual und Kampf und Tod bedrängt,  
Zum Glauben Viele hast bekehrt,  
So Viele zu dem Heil gelenkt:

O solltest du im Himmel nun  
Zu Füßen unsers Jesu Christ  
Für uns nicht noch ein Gleiches thun?  
O, bitt ihn, daß er gnädig ist.



O, bitt' ihn, daß er uns vereint  
 In seiner Kirche allzumal,  
 Und daß, so weit die Sonne scheint,  
 Auch leuchte seiner Lehre Strahl." (S. 249.)

Im Zusammenhang damit steht wohl auch die ihr unbewußt innewohnende hohe Anschauung vom Priesterthum, als sie von einem Sacrament der Priesterweihe noch nicht einmal eine Ahnung hatte. Wie kam das sechs- oder siebenjährige Pastorskind auf das Wort, womit sie, wie man sich erinnert, die Frau Superintendentin in Erstaunen setzte: Geistliche brauchen keine Frauen zu haben? Der Gedanke, daß ihr eigener Vater, den sie so hoch verehrte, ein Geistlicher war, als ein verheiratheter Mann das Heilige verwaltete, brachte zuweilen eine Verwirrung in ihre Vorstellung, die sie in ihrer Kindesliebe nicht zu lösen wußte. „Ich konnte es mit der hohen Meinung, die ich öfters für ihn hatte, und mit der Vorstellung seiner Würde nicht vereinen, daß er doch mein Vater war“, äußerte sie nachmals<sup>1</sup>, von ihren kindlichen Empfindungen redend, wobei sie aber hinzufügte, wie sehr es ihr wohlthuend gewesen, daß das eheliche Verhältniß ihrer Eltern stets ein so tadellofes und würdiges war. Aus derselben Anschauung ging wohl ihre Abneigung gegen die Person Luthers hervor, den sie, so lauten ihre Worte, „von Kindheit an nicht leiden konnte, weil er, ein Mönch, eine Nonne geheirathet und rohe Tischreden geführt hatte“<sup>2</sup>.

Sie selber wollte ehelos bleiben: das war ein heiliges Vorhaben, das still aufkeimend bald zum Entschlusse reifte. Die Liebe, welche das Kind dem Heiland entgegentrug, hatte sich in dem gläubigen Herzen der Jungfrau zur heiligen Flamme entzündet: sie wollte Demjenigen sich weihen, der aus göttlichem Erbarmen heilbringend zu den heilsbedürftigen Menschen herab-

<sup>1</sup> Aufzeichnung von L. Hensel bei Meinkens S. 68.

<sup>2</sup> Briefe an Schlüter S. 163.



gekommen; ihm, „der uns zuvor geliebt“, sollte ihre volle und ungetheilte Liebe gehören. In ihrem achtzehnten Lebensjahre erscheint dieser Gedanke bereits zur Klarheit durchgedrungen, so daß sie demselben auch einen dichterischen Ausdruck gibt. Denn aus dem Jahre 1816 stammt eine Anzahl Lieder, welche die „Wahl des Liebsten“ in mannigfacher Weise feiern:

„Es warten dein zwei Freier;  
 Schau her und wähle, Kind!  
 Nimm, den dein Herz getreuer  
 Und schöner, reicher find't“ . . . (S. 25.)

Ihre „Hingebung“ gilt Demjenigen, der in ihren Augen allein liebenswürdig ist und „aller Freuden Born“ (S. 31. 42). Und so singt sie denn:

„Ich habe einen Liebsten funden,  
 Der selb' ist nicht von dieser Welt;  
 Dem hab ich einzig mich verbunden,  
 Ihm treu zu sein in allen Stunden:  
 Er ist's, der mir allein gefällt“ . . . (S. 38—40.)

Aber diese Wahl sollte nicht ohne schwere Kämpfe mit der Welt erstritten werden. Das stille sittige Mädchen stand gerade jetzt in der vollen Blüthe ihrer aufgehenden Jugend. Der Liebreiz ihrer Erscheinung und die Anmuth ihres sanften Wesens konnten nicht unbeachtet bleiben; sie hatten die Augen und auch die Herzen manches Mannes auf sie hingelenkt. Brentano war nicht der Einzige, welcher ihre Hand begehrte, wenn auch keiner sonst mit so stürmischer Leidenschaft um sie geworben, wie er, von dem L. Hensel noch in späten Tagen bei der Erinnerung daran sich äußerte: „Gott hatte mir, dem tiefen und glühenden Herzen dieses ‚armen Pilgers‘ gegenüber, einen schmerzlichen Auftrag gegeben“ (Briefe an Schlüter 51). Neben den Dichter stellte sich der fast gleichalterige Tonkünstler Ludwig Berger, ein Berliner Kind (geb. 1777), der Schüler und Gefährte Clementi's, der Componist des populär gewordenen Liedes von



Schenkendorf „Als der Sandwirth von Passeyer“ und anderer Gefänge.

Von mehrjährigen Kunstreisen, erst in Petersburg (bis 1812), dann in London, war Berger 1814 wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wo er vom Musikunterricht lebte, bald einer der gesuchtesten Klavierlehrer wurde und zu seinen Schülern unter andern die musikalischen Geschwister Fanny und Felix Mendelssohn-Bartholdy zählte. Seine Frau, „die holde Sängerin“ Wilhelmine Karges, die er während seines Aufenthalts in Petersburg geheirathet, hatte ihm der Tod schon nach zehn Monaten einer sehr glücklichen Ehe entzissen<sup>1</sup>. Es war wohl im Hitzigschen Kreise, wo er die Bekanntschaft des Malers Hensel und seiner Schwester machte, mit denen er alsbald in nähere freundliche Beziehungen kam; von Luisens Liedern hat er mehrere sehr schön componirt. In der jungen Dichterin glaubte der Tonkünstler einen Ersatz für sein verlorenes Glück gefunden zu haben; er faßte den Entschluß, „sein Leben an das ihrige zu knüpfen“ — und so gerieth Luise Hensel zum zweitenmal in die für ihr feinsüßliches Gemüth doppelt peinliche Lage, den Antrag eines tüchtigen, von ihr werthgeschätzten und in ihrem Hause gern gelittenen Mannes ablehnen zu müssen. Sie that es in aller Schonung, aber mit jener sanften Bestimmtheit, welche alle Hoffnung abschneidet. Es war dieß im Frühjahr 1817, nur wenige Monate, nachdem sie eben erst den beharrlichen Werbungen Brentano's gegenüber erklärt hatte, sie könne niemals andere als schweesterliche Gefühle für ihn hegen.

Ernster gestaltete sich das Verhältniß zu einem andern jungen Manne ihres Bekanntenkreises. Aus Luisens Tagebuch ist zu ersehen, daß Einer unter ihren Verehrern — ein edler, hochgesinnter, ihr auch religiös näher stehender Jüngling, der wie ihr verstorbener Bruder Ludwig hieß — einen tiefen Ein-

<sup>1</sup> Memoiren der Karoline Bauer. Berlin 1880. II. 95 f. A. von Dommer, Allg. deutsche Biographie II. 380.



druck auf sie gemacht und dadurch ihrer Seele einen Kampf bereitet hat, der gerade in der wichtigsten und entscheidendsten Epoche ihres Lebens, im Conversionsjahre, ihr diese Entscheidung nicht wenig erschweren mußte. In der neuen Ausgabe ihrer Lieder ist der Name dieses feingebildeten Jünglings genannt: es war kein Anderer als Ludwig von Gerlach, der nachmalige, als Politiker, Publicist und Parlamentsredner ausgezeichnete und berühmt gewordene Jurist (geb. 1795, † 1877 als Appellationsgerichts-Präsident), der in jenen Jahren ebenfalls zu dem poetischen Freundeskreise Brentano's gehörte und an den regelmäßigen Gesellschaftsabenden des Stägemann'schen Hauses sich dort einzufinden pflegte. Wir werden aus Luise's Bekenntnissen in ihrem Tagebuch vernehmen, wie ernst und gründlich dieser Kampf gewesen, aber auch, wie wacker sie ihn bestanden und ihrer würdig durchgeföhrt hat. Die evangelischen Rätke behaupteten den Sieg in diesem jungfräulichen Gemütke.

### 9. Der Eintritt in die Kirche.

Das Tagebuch. A. K. Emmerich. Brentano's Abreise.

L. v. Gerlach. Letzte Stürme.

„Laß doch, Herr! in meinem Leben  
Nicht dieß Jahr vergeblich sein!  
Gib Verlangen und Bestreben,  
Meine Seele Dir zu weih'n;  
Laß mich nicht mein eigen sein! . . . .

Ach! ich selbst kann's nie vollbringen  
Und ich muß doch zu dir hin!  
Du, mein Gott! Du selbst mußt zwingen  
Den verkehrten eiteln Sinn,  
Bis ich Dir geheiligt bin!

Amen, Amen, in Jesu Namen!“

So sang Luise Hensel am 1. Januar 1818. Mit diesem Gebet, das ihr zum Lied geworden, betrat sie die Schwelle des